Zeitschrift: Schweizer Frauenblatt : Organ für Fraueninteressen und Frauenkultur
Herausgeber: Bund Schweizerischer Frauenvereine
Band: 25 (1943)
Heft: 26

Heft

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Siehe Rechtliche Hinweise.

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. Voir Informations légales.

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. See Legal notice.

Download PDF: 29.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Landesbibliothek
Bern

Winterthur, 25. Juni 1943 — Erscheint jeden Freitag — 25. Jahrgang Nr. 26

Schweizer Frauenblatt

Offizielles Publikationsorgan des Bundes Schweizer. Frauenvereine
Verlag: Genossenschaft „Schweizer Frauenblatt", Winterthur
Inseraten-Annahme: August Fitze A.-G., Stockerstraße 64, Zürich 2, Telephon 7 29 75. Postcheck-Konto VIII 12433
Administration, Druck und Expedition: Buchdruckerei Winterthur A.-G., Telephon 2 22 52. Postcheck-Konto VIII b 58

Abonnementspreis: Für die Schweiz per Post jährlich Fr. 11.50, halbjährlich Fr. 6.30 Auslands-Abonnement pro Jahr Fr. 16.—. Einzel-Nummern kosten 20 Rappen / Erhältlich auch in sämtlichen Bahnhof-Kiosken / Abonnements-Einzahlungen auf Postcheck-Konto VIII b 58 Winterthur

Insertionspreis: Die einspaltige Millimeterzeile oder auch deren Raum 15 Rp. für die Schweiz, 30 Rp. für das Ausland / Reklamen: Schweiz 45 Rp., Ausland 75 Rp. Chiffregebühr 50 Rp. / Keine Verbindlichkeit für Placierungsvorschriften der Inserate / Inseratenschluß Montag Abend

Organ für Fraueninteressen und Frauenaufgaben

Nachrichten der Woche

Inland

Der Bundesrat hat an die Kantone ein Kreisschreiben gerichtet, worin er mitteilt, daß am ersten August die Glocken von 20 Uhr bis 20.15 geläutet werden, und daß die Verdunkelung unverändert beibehalten werden müsse. — Er hat in der Vollziehungsverordnung zum Alkoholgesetz strengere Bestimmungen betreffend die Unvereinbarkeit gewisser Beschäftigungen mit dem Betrieb einer Brennerei getroffen. — Der Nationalrat hat dem Gesetz über den unlautern Wettbewerb zugestimmt, er genehmigte ferner das Budget der Alkoholverwaltung und setzte die Beratung des bundesrätlichen Geschäftsberichtes fort. Auch die Diskussion über das Radioorchester wurde vor den Nationalrat gebracht und unter anderem der Nachrichtendienst kritisiert. Ferner kamen Nachkriegspläne zur Sprache. — Der Ständerat hat die Allgemeinverbindlichkeit von Gesamtarbeitsverträgen bis Ende 1946 mit einigen Aenderungen verlängert, ein Postulat das Maßnahmen gegen die mißbräuchliche Verwendung von Rationierungsausweisen verlangt, entgegengenommen und über die Ausnützung von Land und Wasserkräften beraten. — In Kümmertshausen im Kanton Thurgau sind drei Personen, die trotz Fliegeralarm bei der Bombardierung von Friedrichshafen durch die Engländer auf der Straße blieben, durch ein deutsches Abwehrgeschoß, das auf Schweizerboden niedergegetötet worden. — Das Eidgenössische Kriegsindustrie- und Arbeitsamt hat die Zentralstelle für Arbeitsdienst in Zürich mit dem gruppenweisen Einsatz der Jugendlichen (Lehrlinge und Schüler) beauftragt.

Kriegswirtschaft: Für Juli/August/September wird wiederum eine Einheitseifenkarte mit 450 Einheiten ausgegeben, die zum Bezug von Seifen aller Art berechtigt. — Es wird erneut darauf aufmerksam gemacht, daß momentan Torf und Inlandkohle nicht rationiert sind.

Ausland

USA: Die Arbeiterstreiks haben erneut Riesenformat angenommen. Da die Folgen katastrophal werden mußten, befahl John Lewis den Bergleuten darauf, die Arbeit wieder aufzunehmen. Bis jetzt sind 550 000 Bergwerkarbeiter wieder an ihre Stellen zurückgekehrt. — In Detroit sind zwischen Negern und Weißen schwere Unruhen ausgebrochen. Auf Befehl von Präsident Roosevelt wurden motorisierte Truppen hingeschickt. Es kam zu Straßenkämpfen und gab 25 Tote und über 700 Verletzte. Die Ruhe ist nun wieder hergestellt worden. — Das Repräsentantenhaus nahm den Vorschlag, daß die Inlandsabteilung des Amtes für Kriegsinformation abgeschafft werden solle, annimmt, damit sich daraus nicht eine behördliche Lenkung der Presse entwickle. — Präsident Roosevelt und Marineminister Knox sandten zum zweiten Jahrestag des deutsch-russischen Krieges Botschaften nach Moskau.

England: Marschall Wavell ist zum Vizekönig von Indien ernannt worden. Sein Vorgänger war Marquis von Linlithgow. Als Nachfolger von Wavell wird General Sir Auchinleck das Oberkommando über die Truppen in Indien übernehmen. — In der englischen Labourpartei wurde die Frage, ob das ganze deutsche Volk verantwortlich zu machen sei für das Geschehene oder ob Unterschiede zu machen seien, mit großem Mehr zugunsten des erstern Entscheides beantwortet. — Die Alliierten richteten Appelle an die italienische und die französische Bevölkerung, sich gegen die kommenden Großbombardierungen nach Möglichkeit zu schützen. — Der englische König hat Gibraltar und Malta aufgesucht.

Deutschland: Propagandaminister Goebbels hielt in Elberfelde eine Rede, worin er sich den Ankläger der Weltöffentlichkeit nannte, und die dortige von den Bombardierungen betroffene Bevölkerung ermutigte, sie leide nicht allein. — Anläßlich des zweiten Jahrestages des deutsch-russischen Krieges wurde jeder Gedanke an einen Sonderfrieden abgelehnt. Auch Moskau dementiert diesbezügliche Gerüchte.

Rußland: Stalin erklärte den Polen, sie könnten überzeugt sein, daß alles getan werde, um nach dem Krieg wieder einen unabhängigen polnischen Staat aufzurichten.

Frankreich: Die Angehörigen der ganzen Jahresklasse von 1942 werden ohne Ausnahme nach Deutschland zum Arbeitsdienst deportiert, sogar die bei der Organisation Todt Arbeitenden werden dazu aufgeboten.

Schweden: Ministerpräsident Hansson teilte im Parlament mit, daß genaue Anweisungen über das Verhalten bei einer Invasion gegeben worden seien.

Die türkisch-syrische Grenze ist wieder geöffnet worden.

Nordafrika: Auf englische und amerikanische Intervention hin haben sich de Gaulle und Giraud wieder zu Verhandlungen getroffen. Der Brief war von Eisenhower unterzeichnet und machte die beiden Generäle darauf aufmerksam, welche Folgen die Verlängerung einer Krise in Algier für die alliierte Sache hätte. Erstmals seit den Verhandlungen in Algier wurden administrative Dinge besprochen und zwar Fragen der Verwaltung des Protektorates Tunesien und die Organisation der Handelsflotte. Ferner wurde beschlossen, für die Heeresorganisation ein dauerndes Komitee zu schaffen, in dem wieder de Gaulle und Giraud figurieren, und das für die Zusammenfassung aller französischen Streitkräfte zu einer Streitmacht sorgen soll. Offenbar soll aber das Heer momentan noch nicht nach de Gaulles Plänen reorganisiert werden, der Machtkampf zwischen Giraud und de Gaulle ist also aufgeschoben und nicht entschieden.

Kriegsschauplätze

Luftkrieg: Mittelmeer: Die Alliierten haben mit dem systematischen Bombardement von Sizilien begonnen, auch Sardinien wurde schwer beschossen.

Deutschland: Die Offensive gegen die deutsche Rüstung wurde energisch fortgesetzt, in ihrem Verlauf wurden besonders Krefeld, Friedrichshafen, Düsseldorf, die Schneider-Creusotwerke bei Paris mit Bomben belegt und schwere Verheerungen angerichtet.

Bei Essen wurde eine Fabrik für synthetischen Gummi zerstört.

Pazifik: In einem amerikanisch-japanischen Luftkampf schossen amerikanische Flieger 77 japanische Bomber und Jäger ab.

Seekrieg: Marineminister Knox erklärte, daß nun seit zwei Wochen kein alliiertes Schiff mehr versenkt worden sei. Man erwarte nach dieser Pause eine neue U-Boottaktik der Deutschen.

Vom Tage

E. B. Eine Redaktorin muß lesen, sie muß viel lesen, sie muß sich jeden Tag „im Blätterwald ergehen", was gar nicht einem beschaulichen Waldspaziergang gleichkommt; dieser Waldgang geschieht im Eiltempo, es gilt nachzusehen, gleichsam in und zwischen den Zeilen herauszuspüren, was denn der Zeitgeist dem Menschen, der Frau zu sagen hat, gerade jetzt, gerade heute und zwar von den Geschehnissen des Tages her.

Natürlich spricht der Zeitgeist in vielen Sprachen: im Donnern der Geschütze, im Surren der Flugzeugmotoren in stillen Nächten, aus den Kindergesichtern unserer kleinen Rot-Kreuz-Gäste, im Anblick einer polnischen Uniform, wenn ein Internierter an uns vorübergeht; er spricht von einem anderen Kapitel, wenn wir die roten Fingernägel und schwarzen Augenbrauenstriche junger Mädchen betrachten, die im Zweitklaßwagen aus der Stadt in ihre Vorortwohnung nach Hause fahren, dorthin, wo in der kleidsam blauen Arbeitstracht die Bäuerin in schwerer, aber sinnerfüllter Arbeit steht; er spricht aus Bildern in Kunstausstellungen, aus Schaufenstern mit Ersatzstoffen und Holzsohlen-Zaccoli — und er spricht in anderem Tonfall in den Büchern der Dichter und Denker.

Doch diesmal und hier ist von der Zeitgeistsprache die Rede, wie sie in geschwätziger Ueberproduktion die Blätter füllt, wo Spreu und Weizen dicht beisammen stehen (weil ja — nicht zu vergessen — der Eine als Weizen ansieht, was für den Andern Spreu ist — und umgekehrt).

Eine Redaktorin durchblättert neben etlichen Tageszeitungen noch viele Fachzeitschriften, liest gedruckte und verdielfältigte Referate und Kürzungen von Referaten, liest Briefe und Gedichte und blättert in Prospekten und Illustrierten.

Sie fängt gleichsam im raschen Ueberblick Worte, Sätze auf und frägt sich: Haben nicht gerade diese für uns, für meine Leserschaft Bedeutung? Können sie Hinweis sein auf unsere Zeit, wenn sie den Lesern dargeboten werden, herausgehoben aus dem Vielerlei, in dem sie untergehen?

Aus der zufälligen Sätze-Ernte einer einzigen Woche wollen wir heute einiges festhalten, unzusammenhängende Tatsachen melden, die eben doch, als einer Zeitspanne, unserer Gegenwart entnommen und angehörig, irgendwie zusammengehören:

Weit über die Meere her wird aus Tokio eine Resolution von der Tagung der Präsidentinnen der japanischen Frauenverbände gemeldet. Sie sagt u. a.:

„Die japanischen Frauen bekräftigen mit ihrem Eid, daß sie gewillt sind, ihre Söhne und Brüder als Flieger und Seeleute an die Front zu schicken zur Verstärkung der japanischen Luftwaffe und Marine, daß sie mithelfen wollen, die Produktion zu erhöhen, indem sie entweder in den Fabriken oder in der Landwirtschaft arbeiten oder schließlich bis jetzt brach liegende Ländereien bebauen, daß sie auf die langen Kimono verzichten und ein den Kriegszeiten entsprechendes einfaches Leben führen wollen."

Und während derart japanische Mütter schwören, ihre Söhne dem Dienst des japanischen Imperialismus zu weihen, bereist die Gattin des chinesischen Generalissimus, Madame Tschiang Kai-Shek, die Vereinigten Staaten und Kanada und klärt Zehntausende von Amerikanern über die Notwendigkeit auf, daß dem um seine Unabhängigkeit heroisch kämpfenden China geholfen werden müsse. Aus Ottawa meldet „Exchange":

Frau Tschiang Kai-Shek hielt eine Ansprache vor den vereinigten Häusern des kanadischen Parlaments. Sie forderte von den Verbündeten die Unterstützung, die dem chinesischen Volk und seiner Armee im heldenhaften Abwehrkampf gegen Japan zustehe. China brauche jetzt, nachdem es sich jahrelang sozusagen mit den bloßen Fäusten gegen den Angreifer verteidigt habe, die Materialhilfe, die seiner großen Rolle im gegenwärtigen Weltringen voll gerecht werde. Die Rednerin unterstrich den unerschütterlichen Kampf- und Siegeswillen des chinesischen Volkes, das bereit und fähig sei, fast Uebermenschliches zu ertragen, solange es die Ueberzeugung habe, daß die Last des Krieges nicht allein auf seinen Schultern liege.

Zu unserer eigenen Lage lesen wir, wie Bundesrat Stampfli in seiner Rede an der Delegiertenversammlung des Verbandes Schweizerischer Konsumvereine die Situation der Landesversorgung beschreibt. Er sagt u. a.:

„... Heute liegen unsere Schiffe unbenützt in den iberischen Häfen. Es fehlen die Waren, und zwar nicht nur Rohstoffe und Futtermittel, sondern neuerdings auch Brotgetreide, Speisefette und -Oele, Kaffee und Zucker. Dieser Zustand kann auf die Länge nicht fortbestehen.

Seit 1940 hat sich unter dem Druck und Gegendruck von Blockade und Gegenblockade unsere Existenzbasis ständig verengert. Mehr und mehr sind wir mit unserer Nahrungsmittelversorgung auf unsere Vorräte und auf den heimischen Boden verwiesen worden. — Die Hauptlast des Mehranbaues hatte naturgegebenerweise die Landwirtschaft zu tragen. Aber auch die nichtbäuerlichen Kreise mußten zur Mithilfe aufgerufen werden."

Dazu tönt es wie eine trostvolle Ergänzung, wenn der Beauftragte für das Anbauwerk, Prof. Wahlen, zur sechsten Mehranbauetappe schreibt:

„Die Expertenkommission des eidgenössischen Volkswirtschaftsdepartementes für den Mehranbau trat in Bern zusammen, um zu den Grundsätzen für die Weiterführung des Anbauwerkes während des Vegetationsjahres 1943/44 Stellung zu nehmen. Die Kommission nahm mit Befriedigung davon Kenntnis, daß die Landwirtschaft trotz der nun ins vierte Jahr gehenden, sehr starken Beanspruchung im laufenden Jahre ihre Leistungsfähigkeit erneut gesteigert hat, so daß unter der Voraussetzung günstiger Witterungsbedingungen eine befriedigende Ernte erwartet werden darf ..."

Das Schwergewicht soll nun auf die Verankerung der bisher im Anbauwerk erzielten Fortschritte gelegt werden und Neulandgewinnung vermehr durch Rodungen und Meliorationen aller Art unternommen werden. Der Bericht schließt: „Das vorgesehene Programm bezweckt, unserem Volke unter Berücksichtigung der Zufuhrverhältnisse und der Vorratslage auch weiterhin eine Ernährung zu gewährleisten, die nach Möglichkeit mengenmäßig und nach physiologischen Gesichtspunkten den Richtlinien der eidgenössischen Kriegsernährungskommission entspricht."

Aus ganz anderem Zusammenhang hat uns ein Sätzlein Freude gemacht. Brachte da die „Tat" einige Briefe von Gastgeberinnen, die bei der Aktion „Chum cho äße!" Kinder an ihren Familientisch geladen hatten. Da schreibt eine Gastgeberin, die ein Heidi zugeteilt bekam:

„Das Kind, Heidi, ist sehr ordentlich und höflich. Mit seiner Familie ist ein gewisser Kontakt entstanden. Mit Freuden helfen wir, und es ist dort wirklich am Platz. Wir möchten das Kind den Sommer durch und auch nächsten Winter behalten, schließlich gewöhnt man sich an seine Mitmenschen. Ihrer Aktion wünschen wir weiterhin guten und dankbaren Erfolg."

Wir lesen heute:

Die günstige Stellung der schwedischen Frau
„Wählbar zur Mitarbeit!"
Brief eines zürcherischen Frauenzimmers an ihre Mitbürgerinnen
Von Kriegsleid betroffen

Nur der Verantwortliche ist eine freie Persönlichkeit; aber nur der vermag es zu sein, der freiwillig unter Gott steht.

Ricarda Huch

Erinnerungen an Arnold Böcklins Frau

Von Nadina Böcklin von Gringmuth

Wer von den Baslern, deren Weg durch die Missionsstraße führt, weiß noch, daß in den sechziger Jahren in dem bescheidenen, kleinen Hause Nr. 51 der Meister Arnold Böcklin mit seiner Familie wohnte, wo ihm das kleine Gebetzimmer nach Norden als Atelier diente?

Wie mag seine junge Frau, die stolze, schöne Römerin Angela, sich in die engen Basler Verhältnisse eingelebt haben? Recht schwer. Sie fühlte sich unglücklich und fremd, wie sie mir oft erzählte. Fremd in der Familie ihres geliebten Mannes, fremd unter den Basler Bürgern und vor allem fremd unter den Basler Bürgerinnen. Nur Arnolds Mutter, diese stille, ergebene Frau, die an ihren Sohn glaubte, als niemand an ihn glaubte, hatte für die Römerin etwas übrig: die Mutter, deren liebe Züge er in einem schönen Bildnis verewigte und die seit vielen Jahren unter einem schlichten, ganz verwitterten Stein in dem kleinen Kirchhof zu St. Jakob ruht.

Wer von den Baslern weiß davon? Wer kümmert sich um das verlassene Grab der Frau, die Basel und der Welt einen Arnold Böcklin geschenkt hat?

Schwer war das Leiden des jungen Ehepaares im elterlichen Hause. Arnold galt als verlorener Sohn, und wenn ihm ein Metzgermeister, ein ehemaliger Schulkamerad bemerkte: „Gebsch, mit mym Gschäft loßt sich schließlig no ebbis verdiene, mit dyner Malerei aber nit!", so war dies wohl die Meinung. Aber trotz allem: Angela hielt am „verlorenen Sohne" fest, Angela, die Fremde und — Schöne. Alles war an ihr schön: ihre Gesichtszüge, ihr schwarzes, wallendes Haar, das Ebenmaß ihrer Glieder, ihre Haltung und ihr echt weibliches Wesen. Aber gerade darum hatte sie es vielleicht so schwer. Der Neid ging um, und aus diesem niedrigen Gefühl heraus entstand wohl auch die Legende von der blutigen Eifersucht von Böcklins Frau, die keine Modelle geduldet haben soll. Die Meinung ist irrig. Denn Böcklin hatte ja gerade in seiner Frau das schönste Modell, es war stets in seiner Nähe und bereit, ihm stundenlang zu stehen, wie seine beiden Töchter, die auch zu den Schönen zählten. Ueberdies war Böcklin einer jener Künstler, die nicht von ihren Modellen oder dem gegebenen Stück Natur abhängig sind, sondern die aus sich heraus zu schaffen vermögen. Er hatte seine Welt in sich, seine Bilder sind in Farben gefaßte Gebete, Traumbilder, Symbole innerster Erlebnisse einer großen Seele.

Es wird Böcklins Frau auch nachgesagt, sie sei hinsichtlich ihrer Bildung ihrem Manne nicht ebenbürtig gewesen und hätte ihm in seiner Kunst nicht folgen können. Gewiß, sie hatte über keine besondere Schulbildung zu verfügen. Als Waisenkind von zwei streng katholischen Tanten im damaligen Rom erzogen, durfte sie als junges Mädchen weder schreiben noch lesen lernen, da man dies für eine Frau als überflüssig und darüber hinaus auch für gefährlich hielt. Aber, als ihr Gatte ihr später schreiben und lesen selbst beibrachte, da war sie mit rührendem Eifer dabei und bald so weit, daß sie mit ihrem Manne zusammen klassische Werke lesen konnte. Ich bewahre ein Heft, in welchem sie mit eigener Hand den ganzen ersten Teil von Goethes Faust eingetragen hat, und in einem kleinen Notizbüchlein finde ich neben haushälterischen Aufzeichnungen ein von ihr selbst verfaßtes Gedicht über Kentauren und Naiaden. Daß eine Frau, die in ihrer Jugend mit größter Not zu kämpfen hatte und später ihre vielen Kinder und dazu ihren Mann allein betreuen mußte die Zeit fand, vielleicht spät in der Nacht, wenn das ganze Haus tief im Schlafe lag, sich noch solchen Dingen hinzugeben, das spricht für sie. Sie lebte mit ihrem Manne auch in dessen Traumwelt innig zusammen. Nicht selten unterhielt er sich mit ihr in schlaflosen Nächten über seine Ideen für neue Bilder, oder er beriet mit ihr seine Malmittel, die sie ihm dann zusammenstellte.

Als Carlo Böcklins Frau kam ich knapp ein Jahr vor dem Tode meines Schwiegervaters in die Familie. Ich war Augenzeuge von dessen rührender Anhänglichkeit an seine Gattin. Jeden Morgen begleitete sie ihn in sein Atelier, das im Garten der Villa lag, von Reben umrankt, die köstliche Salamanca-Trauben trugen. Im Atelier allerdings wollte er allein sein, mit sich selbst oder höchstens mit seinem Sohne Carlo, dessen Arbeitsraum nach Vaters Wunsch neben dem seinigen eingerichtet wurde.

In seinem letzten Jahre arbeitete Böcklin an seinem Bilde „Melancholie". Es erfüllte mich mit Bewunderung, mit welcher Sicherheit der alte Meister der nach seinem dritten Schlaganfall schon sehr gebrechlich war, noch den Pinsel führte.

Um zwölf Uhr wurde Böcklin von seiner Frau abgeholt, und langsam schritten sie Arm in Arm durch den schönen Garten, am Lieblingsplatz unter der Platane, am runden, mit Sgraffito verzierten Goldfischteiher vorbei, ins gemütliche Eßzimmer, das durch einen prunkvollen nach florentinischer Art mit Majolika geschmückten Bogen vom Wohnzimmer getrennt war, in welchem der Meister die winterlichen Nachmittagsstunden in seinem großen Lehnsessel verbrachte. Ein offenes Kaminfeuer machte den Aufenthalt besonders heimelig. Da wollte Böcklin seine Frau in seiner Nähe haben. Entfernte sie sich auch nur auf einen Augenblick, so hörte man ihn schon rufen: „Mama, Mama, wo steckst du denn?" Einmal war sein Rufen besonders laut und ungeduldig. Als meine Schwiegermutter eilends herbeikam, mußte sie vor Entsetzen aufschreien: der braune Pudel Fido, der sonst ruhig zu seines Meisters Füßen lag, hatte sich nichts Besseres ausgedacht, als ein brennendes Stück Holz aus dem Kamin herauszuholen, vor die Füße seines Herrn zu legen und mit hellem Bellen ihn aufzufordern, ihm dieses Apportieren weiterzuwerfen.

Wann immer meine Schwiegermutter sich aus dem Zimmer begab, so geschah es lediglich, um zusammen mit der brummbärigen alten Köchin Agnese die Lieblingsgerichte Böcklins vorzubereiten. Er liebte vor allem scharfe Speisen: stark duftende Tintenfischsuppe, die meistens freitags aufgetragen wurde, als Erinnerung an seine Münchner Zeit „Leberklößel" und dann auch gut schweizerisches „Geschnetzeltes mit Rösti". Die Tafel war immer interessant besetzt. Da gab es Spezialitäten aller jener Länder und Städte, wohin das Schicksal meine Schwiegereltern geführt hatte. Fraue Angela merkte sich alles; sie besaß eine ganze Reihe guter, alter Rezepte, wie zum Beispiel für Basler Leckerli und „Bockuf à la mode", noch von der Hand Fritz Burckhardts aufgeschrieben. Zu den kräftigen Speisen gehörten auch starke Weine, Chianti, Aleatico, Malvasia, wovaus sich Böcklin eigenhändig seinen süßen Trank bereitete. Schwere Zigarren durften selbstredend nicht fehlen.

An Sonntagen hielten meine Schwiegereltern offenes Haus. Sie liebten es, Menschen, vor allem junge, fröhliche Menschen um sich zu sehen. Und

Eben ja, „schließlich gewöhnt man sich an seine Mitmenschen!" Damit will sie doch sagen: das Kind ist uns lieb geworden, wir haben uns richtig gegenseitig kennen gelernt, wir haben es nun erlebt, daß wir zusammenpassen, auch wenn wir aus zweierlei Herkunft und Lebensweise zusammengekommen sind. Aber aus Versuch ist Gewöhnung geworden und diese Gewöhnung wollen wir freiwillig fortsetzen, weil in ihr gute Gesinnung, Freundlichkeit und Nächstenliebe zur Verwirklichung kommt. —

Womit wir denn für diesmal unseren Spaziergang durch den Blätterwald beenden. — Wollen Sie, liebe Leserin, uns wieder einmal auf solchem Gang begleiten?

Frau Emma Horber †

Vor kurzem ist, wie wir bereits gemeldet haben, Frau Emma Horber in ihrem 63. Lebensjahr sanft entschlafen. Mit ihr ist eine Frau verschwunden, deren Lebenswerk ihr irdisches Dasein weit überleben wird. Wenn Frau Horber auch von jung auf ihr Leben in den Dienst der andern gestellt hat, so sind es dennoch namentlich die letzten zwei Jahrzehnte, die sie einem immer größer werdenden Kreis von Hilfesuchenden und in der sozialen Arbeit Tätigen bekannt gemacht haben.

Vor genau 20 Jahren hat Frau Horber, an einem Wendepunkt ihres Lebens angelangt, frei und unabhängig es neu zu gestalten, nachdem die Erziehungsarbeit an ihren drei Pflegekindern so weit gediehen war, daß diese sich der beruflichen Ausbildung zuwenden konnten, das

Mütter- und Kinderheim Hohmaad

in Thun gegründet. Sie hat dadurch ihr starkes mütterliches Gefühl für diejenigen verwendet, für die Mutterschaft oft so viel Sorge bedeutet, daß das Mutterglück kaum zu seinem Recht kommen kann, für die alleinstehenden Mütter. Sie erwarb in Thun eine schöne alte Liegenschaft, die sie mit unendlicher Liebe in ein äußerst harmonisches Heim ausgestaltete. Bald kamen von allen Seiten rat- und hilfesuchende Mütter, verbittert und verzagt, die in den schützenden Mauern von der starken mittragenden Persönlichkeit von Frau Horber gestützt, Furcht vor dem Kinde sich in Freude auf das Kind verwandeln sahen. Wenn erst einmal das Kindlein im Hohmaad zur Welt gebracht worden war, dann verband sich Frau Horber mit dieser starken Kraft, die von einem so kleinen Wesen ausgeht, um der Mutter Sinn und Aufgabe ihres Lebens nahe zu bringen und um Türen des Elternhauses, die für immer verschlossen schienen, wieder zu öffnen. Wie viel Unterredungen und Reisen und Briefe brauchte es doch oft, bis man nur in einem einzigen Fall manchmal einen kleinen Schritt weiter kommen konnte. Es gab materielle Schwierigkeiten, administrativer und finanzieller Natur, die Frau Horber viel Kraft brauchten. Hauptsächlich war es aber die große seelische Belastung, die auf ihr ruhte, wenn alle die Hohmaadmütter ihr Erleben auf ihr immer zum Mittragen bereites Herz abladen. Frau Horber verfügte über ein sehr starkes Vermögen, mit andern mitzufühlen, ihre Bereitschaft wurde von ihrem ganzen Wesen ausgestrahlt.

Hohmaad war in seiner Gründungszeit ein noch recht wenig begangener Weg, das Einstehen für die außereheliche Mutter damals ein mutvoller Schritt. Wenn heute in der Armen- und Vormundschaftspflege die Verwirklichung des Gedankens durchgedrungen ist, daß die Bande zwischen der alleinstehenden Mutter und dem Kind nur dann, wenn dessen Interesse es absolut gebietet, gelockert oder zerschnitten werden dürfen, so geht das auf eine Auffassung des ganzen Problems zurück, der Frauen wie Frau Horber zum Durchbruch verholfen haben. Hohmaad war während mehreren Jahren eine staatlich anerkannte Säuglings- und Wochenpflegeschule angegliedert gewesen. Die Schülerinnen, die durch Hohmaad gegangen sind, wissen, wie viel sie außer einer guten beruflichen Ausbildung Frau Horber und ihren stets so sorgfältig ausgewählten Mitarbeiterinnen verdanken. Die jungen Schülerinnen sind im Hohmaad zum Verstehen und Mittragen an einer großen Verantwortung erzogen worden. Niemand konnte unberührt durch dieses Haus gehen.

Alle Pläne, die Frau Horber bei der Gründung gehegt hatte, konnten nicht verwirklicht werden. So war es insbesondere nicht möglich, eine größere Anzahl von Müttern lange Zeit hindurch in der Umgebung des Heims ihr Leben verdienen zu lassen mit der Möglichkeit, gemeinsam mit dem Kind zu leben. Es zeigte sich auch, daß in vielen Fällen Hohmaad eher Uebergang sein mußte zu einem wieder außerhalb des Heims aufzubauenden Leben.

Jede Mutter aber, ob sie ihr Kind im Hohmaad zurückgelassen hatte oder nicht, wußte, daß sie immer auf das treue Mitgehen der mütterlichen Helferin zählen konnte und immer wieder sind Ehemalige, meist mit dem Kind, wieder und wieder entweder ins Hohmaad oder in das so vielen als Kraftquelle lieb gewordene Gut der Frau Horber eingekehrt. Die Station für größere Kinder und die Schule mußten aufgegeben werden. Klaglos hat Frau Horber je und je diese ihr sicher nicht leicht gewordenen Opfer auf sich genommen, mit Dankbarkeit erfüllt, daß das Heim als solches ohne Zweckentfremdung weiter bestehen durfte.

Vor etwas mehr als drei Jahren, kurz bevor ihr und ihrem Lebenswerk durch tragischen Unfall die hochgesinnte Mitarbeiterin und Freundin Dr. med. A. Wyß entrissen wurde, zwangen die schwindenden Kräfte Frau Horber, sich ganz zurückzuziehen. Sie hat es aber — wie hätte es auch anders sein können! — auch in ihrem stillen Aebnit oberhalb Oberhofen verstanden, ihr Haus wieder weit zu öffnen für Ruhe- und Hilfesuchende. Frühling war ihr gleichbedeutend mit: „Jetzt kommen bald die ersten Gäste an" und in ihrem letzten Brief lese ich: „... Ich hoffe, auch sonst dürfen Sie in letzter Zeit Gutes, Ermutigendes in Ihrer Arbeit erfahren. Man ist so dankbar, gerade in der Jetztzeit sich ganz einsetzen zu dürfen als Protest gegen all das lastende, lähmende Elend, das die Menschheit über sich gebracht hat; als Ausdruck unseres Glaubens, Haß und Zerstörung dürfen nicht das letzte Wort haben."

Frau Emma Horber hat ihr von starkem Glauben erfülltes Leben so gelebt, wie sie es als von Gott aufgetragen empfand. Darum auch hat sie so vielen Entscheidendes geben dürfen, das weiterzugeben ihr an uns alle gerichtetes Vermächtnis ist. M. Humbert-Böschenstein.

Die günstige Stellung der schwedischen Frau

Nachdem wir in Nummer 22 eine Schilderung von Bertha Rahms Reise nach Finnland und Skandinavien veröffentlicht haben, bringen wir hier einen interessanten Ausschnitt, der zeigt, in wie mancher Beziehung besonders die Schwedin heute dank sozialer und politischer Maßnahmen vom fortschrittlichen Denken ihres Landes profitiert. Red.

Stimmberechtigt

wird jeder Mann und jede Frau nach dem vollendeten 23. Lebensjahr. Von den 100 Stadtverordneten sind zurzeit 22 Frauen. In Stockholm ist jede vierte verheiratete Frau erwerbstätig. Doch nicht nur in untergeordneten Posten. Es fiel mir auf, wie oft wichtige, verantwortungsvolle Stellen, zum Beispiel im Amtshaus, auf Bank und Post, mit aller Selbstverständlichkeit von Frauen bekleidet werden, an deren Platz man bei uns gewöhnlich nur Männer erblickt.

Unter dem Titel „Das Problem der berufstätigen Frau" erwähnt Sten Wahlund das Resultat zweier Kommissionen, welche die Fragen der

Erwerbstätigkeit der verheirateten Frau

behandelten: „Allzu oft kommt die Ehe einfach nicht zustande, wenn die Frau nach der Heirat ihren Erwerb nicht beibehalten kann, der gerade dann besonders notwendig wäre. Eine derartige Einschränkung ihres Selbstbestimmungsrechtes würde die Frau nur dazu bringen, in immer größerem Ausmaße ein gesetzlich nicht anerkanntes, kinderloses Verhältnis der Ehe vorzuziehen, denn sicherlich haben nur die wenigsten die Mittel, Ehe statt Arbeit zu wählen.

Ein Gesetzesentwurf, der den Arbeitgebern verbietet, weibliche Angestellte wegen Heirat zu entlassen, ist kürzlich angenommen worden... Die Problemstellung ist im Begriff, sich völlig zu wandeln. Es darf nicht mehr heißen: ‚Das Recht der verheirateten Frau auf Erwerbstätigkeit', sondern, das Recht der erwerbstätigen Frau auf Ehe und Mutterschaft'."

Schweden ebnet aber nicht nur durch diese Einstellung der öffentlichen Meinung den jungen Paaren den Weg zur Heirat. Es bietet ihnen noch praktische Beihilfen. Da ist einmal das

Haushaltungsdarlehen

Junge Leute, die sich vermählen wollen und knapp an Mitteln sind, können von einer Staatskasse ein Haushaltungsdarlehen bis zu 1000 Kronen bekommen. Der Zinsfuß beträgt 3,5 Prozent und die Amortisationszeit fünf Jahre. Schweden ist sehr dafür besorgt, daß die jungen Männer und auch die Frauen heiraten und Familien gründen können. Man redet nicht immer nur von Familienschutz wie bei uns, wo man die Ledigen zurückdrängt, wo es immer nur heißt: „Zuerst die Familienväter! Nur die Familienväter!"

Eine weitere Hilfe und Aufmunterung nach erfolgter Ehe ist die

Mütterhilfe

Im ganzen Land soll es kostenlose Beratungsstellen und Fürsorgezentralen für werdende Mütter geben. Die Entbindung erfolgt bei unentgeltlicher Pflege auf Kosten des Staates. Die Aufenthaltsgebühren in den Anstalten dürfen mit höchstens 1 Krone im Tag berechnet werden. Wenn das Kindlein zu Hause geboren wird, zahlt ebenfalls der Staat. Lediglich die Reisespesen für die Geburtshelferin müssen von der Familie aufgebracht werden.

„Das aus staatlichen Mitteln bestrittene Mutterschaftsgeld wird mit einem Betrag von 75 Kronen an alle ausbezahlt. Die Einkommensgrenze ist bis auf 3000 Kronen versteuerbares Einkommen hinaufgedrückt worden."

Dieser Betrag erhöht sich für Angehörige von Krankenkassen auf 110 Kronen. Das Mutterschaftsgeld kann auch für Anschaffungen teilweise als Vorschuß bezogen werden. „Keine obere Einkommensgrenze ist festgesetzt. Die einzige Bedingung ist, daß ‚die Frau aus Anlaß von Schwangerschaft oder Entbindung offensichtlich der Unterstützung bedarf'. Eine Büro- oder Staatsangestellte darf nicht auf Grund ihres früheren, relativ hohen Einkommens von der Hilfe ausgeschlossen werden, und wenn Grund zur Annahme besteht, daß sie später in ihre Arbeit zurückkommt, kann die Unterstützung in Form eines zinsfreien Darlehens ohne Garantie gewährt werden. Die höchste Summe, die die Mutter bekommen kann, und die entweder auf einmal oder in Raten bezahlt wird, beträgt 300 Kronen in bar oder natura. Manche Mutter kann Essen oder Kleider zugewiesen bekommen; eine ermattete Hausfrau bekommt eine Hilfe für den Haushalt, einer unverheirateten Lehrerin, die nicht in ihrer Dienstwohnung bleiben kann, wird die Verpflegung in irgendeinem Mütterheim bezahlt. Eine andere Verbesserung ist die, daß man sich um Mütterhilfe dort bewirbt, wo man wohnhaft ist. Der Ort, an dem man kirchlich oder polizeilich gemeldet ist, spielt keine Rolle. Was das besonders für eine uneheliche Mutter bedeutet, braucht kaum gesagt zu werden. Ferner hat die Mütterhilfe nicht den Charakter von Armenpflege und hat also keinen Einfluß auf das Heimatrecht."

Wie froh wird manche Mutter, hauptsächlich eine alleinstehende, über diese Einrichtung sein. Ich habe gelesen, daß es in Schweden ziemlich viele uneheliche Kinder gibt, 15 Prozent aller Geburten. Auch in dieser Beziehung sind die Schweden nicht eng in ihren Ansichten geblieben. Sie treiben keine „Vogel-Strauß-Politik". Sie versuchen auch hier, der Mutter nach Möglichkeit zu helfen. Es wurden Häuser erstellt, in denen die Mütter mit ihren Kindern wohnen können. Man gibt ihnen nicht den Rat, sich so schnell wie möglich vom Kindlein zu trennen, es wegzugeben, adoptieren zu lassen und die Sache möglichst zu „vertuschen". Wieviel neuer Sinn, Lebenszweck und innere Befriedigung kann so mancher alleinstehenden Frau gegeben werden!

„Wählbar zur Mitarbeit!"

E. B. Vor mir liegt ein amtliches Kreisschreiben. Nicht an mich gerichtet ist es natürlich. Es trägt als würdiges Signet das Wappen des Standes Bern und ist von Regierungsrat des Kantons Bern erlassen an alle „Regierungsstatthalter zuhanden der Einwohnergemeinderäte". Solche Kreisschreiben vermitteln jeweils Verordnungen, Begleitungen, Meldungen der Oberbehörde an alle die vielen Gemeindebehörden und bieten derart Gewähr, daß eine einheitliche Zielsetzung sich im großen Verbande der weitgehend selbständigen Gemeinden auch dann bilden kann, wenn kein kantonales Gesetz als zwingende Vorschrift für alle Gemeinden vorliegt.

Ueber der stattlichen Titulatur dieses Kreisschreibens ist also der Berner Bär im Wappen — in einem gekrönten Wappen sogar! — ersichtlich. Und über diesem Wappen, viel kleiner geschrieben, aber doch in guter Deutlichkeit, steht vermeldet, in welcher Sache der Regierungsrat diesmal seine Gemeinden, alle die vielen Gemeinden des stattlich großen Kantons Bern, begrüßt. Es heißt da

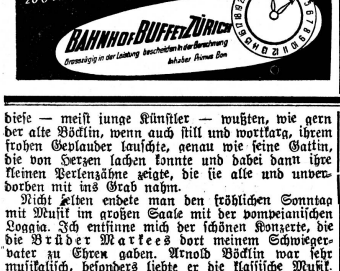
1723. Wahl von Frauen in die Gemeindekommissionen.

Wir stehen nicht an, den ganzen Wortlaut einem großen Leserpublikum hier bekanntzugeben. Wer weiß, vielleicht fühlt sich da oder dort ein Leser oder eine Leserin inspiriert, es einem Herrn Regierungsrat- oder Gemeinderat vorzulesen mit der kleinen „mutigen" Anfrage: „Könnten wir nicht auch? — sollte in unserm Kanton, in unserer Gemeinde nicht auch ein solcher Vorstoß gemacht werden?"

Nun also der Wortlaut des Kreisschreibens. Doch vorher noch ein Wort zu seiner Vorgeschichte: Die Berner Frauen haben lange und intensiv gearbeitet, um im bernischen Großrat die Annahme eines Gesetzes zur politischen Gleichstellung der Frau zu erreichen. Der Regierungsrat des Standes Bern befürwortete die Neuerung; der Großrat hat sie, obwohl eine stattliche Anzahl bejahender Stimmen sich zeigte, und nur fadenscheinige Gegengründe vorgebracht wurden, verworfen. Nun wendet sich der Regierungsrat als Behörde in verdankenswerter Weise wegleitend und befürwortend an die einzelnen Gemeinden. Er schreibt (die gesperrten Stellen haben wir veranlaßt. Red.):

„Nach Art. 27, Abs. 1, des Gemeindegesetzes sind die in der Gemeinde wohnhaften, handlungs- und ehrenfähigen Schweizerbürgerinnen wählbar als Mitglieder der Schulkommissionen, sowie der Kommissionen für Vormundschaftswesen, für Armenwesen, für Gesundheitswesen und für Kinder- und Jugendfürsorge.

Bei der Behandlung der Motionen Flückiger und Lehner über die Gleichstellung der Frau mit dem Mann in allen Gemeindeangelegenheiten ist im Großen Rate darauf hingewiesen worden, daß nur wenige Gemeinden, und auch diese in zu geringem Umfange, von der Möglichkeit der Wahl von Frauen in Gemeindekommissionen Gebrauch machen. Und doch ist die Frau nach ihrer Veranlagung und ihrer Stellung in der Familie berufen, im Schul-, Fürsorge- und Gesundheitswesen sehr wertvolle Mitarbeit zu leisten. Ihre Wahl in solche Kommissionen kann sich daher für die Gemeindeverwaltung nur vorteilhaft auswirken. Zugleich entspricht eine angemessene Berücksichtigung der Frauen bei der Bestellung dieser Kommissionen einer Forderung der Gerechtigkeit und Billigkeit, zumal in der heutigen Zeit, wo der Staat auf nahezu allen Gebieten, mit Einschluß der Landesverteidigung und der Kriegswirtschaft, weitgehend die Dienste der Frau in Anspruch nimmt.



Genf Florissant 11

Hotel La Résidence

165 Betten, 3 Minuten vom Zentrum.

Konferenzzimmer, Restaurant-Bar. Großer Privat-Autopark. Im Park 3 Tennisplätze. Zimmer ab Fr. 5.–. Pension ab Fr. 13.–. Spez. Arrangements für längeren Aufenthalt. Tel. 41388.

58 Dir. G. E. Lussy.

diese — meist junge Künstler — wußten, wie gern der alte Böcklin, wenn auch still und wortkarg, ihrem frohen Geplauder lauschte, genau wie seine Gattin, die von Herzen lachen konnte und dabei dann ihre kleinen Perlenzähne zeigte, die sie alle und unverdorben mit ins Grab nahm.

Nicht selten endete man den fröhlichen Sonntag mit Musik im großen Saale mit der pompejanischen Loggia. Ich entsinne mich der schönen Konzerte, die die Brüder Markees dort meinem Schwiegervater zu Ehren gaben. Arnold Böcklin war sehr musikalisch, besonders liebte er die klassische Musik. Er selbst spielte viel und gern Harmonium, das stets offen in seinem Atelier stand. Noten von Händel, Bach, Gluck lagen immer bereit. Ich besitze auch eine von ihm stammende und von seiner Hand geschriebene Komposition auf Goethes Gedicht „Wer nie sein Brot mit Tränen aß".

Wenn das Wetter schön war, so fuhren meine Schwiegereltern aus. Wie diese beiden Menschen dann aufrecht, würdevoll nebeneinander saßen: er, mit seinem leuchtenden Adlerblick die geliebte Florentiner Landschaft genießend, in sich trinkend, sie — still seinem Blick folgend, ihn im Innersten verstehend, beide weltentrückt, das tat mir immer einen besonderen Genuß.

Friedlich und harmonisch ging des Meisters Lebensabend zur Neige. In einer kalten sternklaren Januarnacht verließ seine große Seele diese Welt. Den neuangebrochenen, sonnenstrahlenden Tag mußte seine treue Gefährtin allein und unter heißen Tränen beginnen. Der italienischen Sitte gemäß durfte sie ihren geliebten Mann auf seiner letzten Fahrt nicht begleiten. Vom Balkon ihres vereinsamten Schlafgemaches aus folgte sie mit ihrem Blicke dem langen, prunkvollen Trauerzug, der sich langsam auf der Straße von S. Domenico nach Florenz bewegte.

Bald wurde die Villa Bellagio verkauft, und meine Schwiegermutter siedelte in die daneben liegende Villa Bencista über. Im linken Flügel wohnte sie, im rechten wir mit unsern Kindern. Ihre Wohnung war geräumig: eine ganze Reihe kleinerer Zimmer bildete den ersten Stock. Im Erdgeschoß befand sich ein großer Vorraum und das Eßzimmer mit vorgebauter Terrasse, die eine herrliche Aussicht auf ganz Florenz und die lachenden Hügel von Settignano bot. Ein Seitenfenster des Zimmers ging auf ein Höfchen, das ganz im Schatten eines riesigen Nespolabaumes lag, dessen Früchte die größten und saftigsten waren, die ich je von dieser Art sah. In diesem Höfchen „logierte" auch der Cocolone, der grüne Papagei, der Liebling meiner Schwiegermutter. Zuzuhören, wie sie sich mit ihm unterhielt, das war das größte Vergnügen für groß und klein. Wo hatte dieser kleine Schlingel nur seine zärtlichen, girrenden Töne her, um auf ihre Liebkosungen zu antworten?

Im Eßzimmer verbrachte Frau Böcklin den ganzen Tag. Da empfing sie ihre Besuche, da sammelte sich jeden Sonntag die ganze Familie zum Mittagstisch, dorthin kamen allabendlich wir, mein Mann und ich, öfters auch mit unsern Instrumenten. Da lauschte sie dann der aufblühenden Musik und sang manchmal leise, leise mit. Meist saß sie im großen „Böcklin-Sessel" mit einer Strickarbeit oder einem Buch beschäftigt. Sie las fast ausschließlich historische Romane in italienischer Sprache und liebte es sehr, mit uns darüber zu reden.

Sie war 64 Jahre alt, als sie allein blieb. Rüstig, voller Energie und Lebensmut und auch Lebensfrohsinn. Gingen wir ins Theater, ins Konzert, hatten wir Gesellschaft — Mama Böcklin war stets gern dabei. In ihren letzten Jahren bekam sie dann noch jene schöne, durchsichtige Gesichtsfarbe, wie sie bei alten Damen oft zu treffen ist. Sie kleidete sich jetzt auch nicht mehr in festanliegende Gewänder, sondern trug breite, lange Blusen, die immer mit einem feinen Spitzenkrägelchen verziert waren. Am besten gefiel sie mir weißgekleidet, mit einer kleinen Perlenschnur oder einer langen blaßrosafarbigen Korallenkette am Halse. Und wenn sie dazu noch fröhlich war und lachte — so war sie wirklich eine Schönheit.

Ihr Leben während der ersten zehn Jahre ihres Alleinseins war abendlich bewegt, da sie öfters zu ihrer Tochter Angela nach Rom fuhr, die im Jahre 1901 in zweiter Ehe den deutschen Maler Franz Vallenberg geheiratet hatte. In der kurzen Dauer dieser Ehe war Angela — sie starb im Jahre 1905, kaum 39 Jahre alt — fast immer leidend. Die beiden Kinder aus dieser Ehe wurden von meiner Schwiegermutter betreut, wie sie oft auch den Haushalt der Tochter besorgte. Im Sommer fuhr Frau Böcklin immer nach Forte dei Marmi, wo sie ein entzückendes kleines Haus mit Pinienwäldchen am Meeresstrande besaß, das ihren Kindern und Enkeln stets gastfreundlich offenstand. Sie unternahm auch manche Reise nach Basel und München, alten Erinnerungen und Freundschaften nachgehend.

Die letzten Jahre verbrachte sie ruhig auf ihrem schönen Bencista-Besitz. Die langwierige und sie meist ans Bett fesselnde Krankheit ließ sie nicht viel leiden. Bis zuletzt nahm sie lebhaften Anteil an allem und besonders an den Ereignissen des ersten Weltkrieges, der ihr Nationalgefühl stark aufflammen ließ. Ihr Sohn Carlo und die Tochter Clara wichen nicht von ihrer Seite. Der Sohn empfing ihren letzten Blick und schloß ihr die Augen. Es war im Jahre 1915, am 21. Februar, wenige Tage vor ihrem 79. Geburtstag.

Nach altitalienischem Brauch wurde die Mutter in ein leinenes Tuch gewickelt, das auch ihren Kopf bedeckte. Dieser Kopf aber war schön und edel. „Wie schön, wie schön bist du, Mama!" höre ich noch meinen Mann ausrufen, als er weinend vor seiner toten Mutter niederkniete. Auf dem Florentiner Friedhof von Allori ruht sie neben ihrem Arnold unter derselben dorischen Travetinsäule, die die Inschrift trägt: „Non omnis moriar."

Sigrid Onégin †

suh. In Magliaso (Tessin), wo sie sich vor einigen Jahren ansiedelte, ist, erst 52jährig, die Altistin Sigrid Onégin gestorben, die zwischen den beiden Weltkriegen als eine der bedeutendsten Vertreterinnen ihres Fachs im Konzertsaal wie auf der Bühne Triumphe feierte, wie sie nur einer Persönlichkeit von außergewöhnlichem Format beschieden sind. Von deutschen Eltern in Stockholm geboren, wurde Sigrid Hoffmann (wie ihr Mädchenname lautete) Schülerin von Rezs in Frankfurt, E. R. Weiß in München und di Ranieri in Mailand; für ihre künstlerische Laufbahn bestimmend wurde jedoch ihr erster, 1919 verstorbener Gatte, der Lieder- und Opernkomponist Eugen Onégin. Vom Liedergesang wandte sich die Künstlerin, deren herrliches und ungewöhnlich umfangreiches Organ im dramatischen Bereich erst die ihm gemäßen Aufgaben finden konnte, bald der Bühne zu, wo sie die großen Altpartien, aber auch einzelne dramatische Sopranpartien wie die Lady Macbeth in Verdis Oper zu überragender Darstellung brachte. Nach erfolgreichen Bühnenjahren in Stuttgart, München und Berlin und nach zeitweiliger Tätigkeit in Bayreuth und in Amerika war

Aus diesen Gründen rufen wir den Gemeinderäten die angeführte Gesetzesvorschrift in Erinnerung mit der Empfehlung, bei der Neubestellung der Kommissionen für eine

stärkere Vertretung der Frauen

zu sorgen. Gleichzeitig machen wir die Gemeindebehörden nochmals darauf aufmerksam, daß die handlungs- und ehrenfähigen Frauen als Gemeindebeamte wählbar sind. Es kann ihnen also beispielsweise die Führung der Gemeindeschreiberei, der Gemeindekasse, der Amtsvormundschaft oder der Kriegswirtschaftsämter übertragen werden, sei es ständig, sei es stellvertretungsweise während der Abwesenheit der ordentlichen Amtsinhaber wegen Militärdienstes, Ferien, Krankheit oder aus andern Gründen (vgl. die Kreisschreiben des Regierungsrates vom 14. Juli 1939 und 15. März 1940 betr. die Vorbereitung der Gemeindeverwaltung auf den Kriegsfall)."

An seiner Generalversammlung im Juni hat der Schweizerische Verband für Frauenstimmrecht zur Berner Aktion Stellung genommen in folgender

Resolution

Die am 5./6. Juni 1943 in Thun vereinigte Generalversammlung des Schweizerischen Verbandes für Frauenstimmrecht hat einen Bericht der Bernerinnen über deren Bestrebungen zur Erlangung des Gemeinde-Stimmrechts angehört. Der ablehnende Entscheid des Großen Rates des Kantons Bern vom 22. Februar 1943 befremdet die Generalversammlung sehr. Ein solcher Entscheid kann von den Schweizerfrauen, im Hinblick auf ihre von jeher geschätzte freiwillige Tätigkeit im öffentliche Leben und ihre bedingungslose Pflichterfüllung in der Verteidigung unseres Landes seit Kriegsausbruch, nicht verstanden werden.

Die Generalversammlung spricht dem Regierungsrat des Kantons Bern öffentlich ihren Dank und ihre Anerkennung aus für die vorbildliche Unterstützung, die er den Bernerfrauen für ihre offizielle Mitarbeit in den Gemeinden angedeihen läßt. Sie gibt der Erwartung Ausdruck, daß der Kanton Bern, entsprechend seiner gesamtschweizerischen Bedeutung, in dieser Sache für die ganze Schweiz wegweisend sein wird.

Die Berner Frauen sehen der weiteren Entwicklung nicht passiv zu. Abgeordnete des Aktionskomitees für die Mitarbeit der Frau in der Gemeinde sind dieser Tage mit Vertreterinnen jurassischer Frauenverbände zusammengekommen, um Rückblick und Ausblick auf die gemeinsame Aktion zu halten und den Willen zur Weiterarbeit zu bekunden. Neuer Ansporn dazu ist das vom bernischen Regierungsrat im April zuhanden der Einwohnergemeinden erlassene Kreisschreiben. Die anwesenden Frauen hörten die Verlesung des regierungsrätlichen Kreisschreibens mit Freude und Interesse an, ist es doch eine Bestätigung dessen, was sie anstreben.

Brief eines zürcherischen Frauenzimmers an ihre Mitbürgerinnen

Vor ungefähr 170 Jahren erschien in Zürich ein kleines Büchlein, das großes Aufsehen erregte, enthielt es doch einen „Brief eines Zürcherischen Frauenzimmers". Das war außer aller Ordnung, daß eine Frau es wagte, öffentlich zu schreiben und meinte, sie müsse ihre Gedanken den Leuten gedruckt zu lesen geben. Der Brief beginnt denn auch gleichsam mit einer Entschuldigung: „Es wird Euch ganz fremde vorkommen, daß Euch ein Brief von einer Person Eures Geschlechts öffentlich durch den Druk zugeschrieben wird. Je außerordentlicher aber und je ungewohnter diese Sache ist, desto begieriger, denke ich, werdet Ihr sein, zu wissen, was ich Euch doch werde zu sagen haben." — Was war es denn Gewichtiges, das die Verfasserin veranlaßt hatte, den kühnen Schritt an die Oeffentlichkeit hinaus zu tun? Was hatte sie Dringendes zur Diskussion zu stellen? Forderte sie etwa ihre Mitbürgerinnen auf, an das väterliche Regiment der Gnädigen Herren zu gelangen mit der untertänigen Bitte, man möchte sie am Unterricht der höhern Schule teilnehmen lassen? Oder war sie etwa gar keck genug, anzufragen, weshalb eigentlich nur die Söhne wohlversehen auf Reisen geschickt würden, und ob man nicht glaube, daß auch die jungen Mädchen gern wüßten, wie die Welt hinter dem Uetliberg aussehe? Wandte sie sich, beunruhigt durch die allgemeine große Kindesfterblichkeit an ihre Mitbürgerinnen, um mit ihnen nach besseren Methoden der Säuglingsernährung zu suchen? —

Alle diese Fragen hätten an sich durchaus gestellt werden können. Daß sie nicht gestellt wurden, auch nicht in diesem Frauenzimmerbrief, ist bezeichnend für das Leben und Denken der Frau jener Zeit. Heute hätten die Frauen Selbstbewußtsein und Möglichkeiten genug, derartige Fragen zu stellen, und gerade das veranschaulicht den gewaltigen Unterschied zwischen der Frau von damals und von heute. Die — vornehme — Frau von damals nahm es hin, daß sie von jeder höheren Schulbildung ausgeschlossen blieb, und daß sie sich nicht frei bewegen konnte. Wohl litt sie, wenn der Tod ihr oftmals die Kinder nahm, aber sie nahm es demütig hin als etwas, das Gott ihr bestimmt habe.

Der Brief des Zürcherischen Frauenzimmers berührt denn auch keineswegs pädagogische oder soziale Fragen. Die Verfasserin stellt sich vor als eine „ledige Person", als eine „Tochter von gutem Hause", die bereits seit vier oder fünf Jahren Zutritt zu den Gesellschaften und Lustpartien habe und fährt dann fort: „Nun will ich Euch erzehlen, was für Veränderungen ohnlängst bey mir vorgegangen, und was der Anlaß zu demselben gegeben. Ich war vor 14. Tagen in das Concert eingeladen: das ist nun der Ort, dachte ich, wo man sich zeigen muß: Ich bot allen meinen Kräfte auf, meinen Puz so einzurichten, wie ich glaubte, daß er auf der einten Seiten Bewunderung und Beyfall, und auf der anderen Eifersucht und Neid erweken könnte. Es machte mir viel Unruhe, bis ich alles in Ordnung gebracht und mich der Spiegel versicherte, daß ich meine Absichten erreichen werde. Meine erste und vornehmste Bemühung, da ich auf den Music-Saal hinkam, war diese, ob ich eine unter meinen Mitbürgerinnen erblicken konnte, die mir den Vorzuz streitig machen werde. Ich wurde das eint und andere gewahr, das mich in der That nicht wenig kränkte. Es wurde der Tod Jesu gesungen, ich sah in meinem Exemplar nach, und da man zu der Stelle kam: „Unsere Seele ist gebeuget zu der Erden. o Wehe, daß wir so gesündiget haben! Hier liegen wir, gerührte Sünder, o Jesu! tief gebükt, mit Thränen diesen Staub zu nezen, der deine Liebes-Bäche trank, nimm unser Opfer an!" so überfiel mich ein Schauer, der meine ganze Seele erschütterte. Ich erinnerte mich der Absicht, in welcher ich an diesen Ort gekommen, und dachte bey mir selbst: Dörftest du dich wohl unterstehen, in einem solchen Aufzug und mit einem solchen Herzen, wie das deinige ist, diese Worte an deinen Heiland zu richten? Ach Gott, was für eine unselige Creatur bin ich doch. Wie weit können einen doch die Leidenschaften bringen, wenn man ihnen die Zügel schießen läßt!" Sie entschloß sich daraufhin, in ihrem Aeußeren einfacher und anspruchsloser zu werden. Ihre Mitbürgerinnen erinnert sie an den Tod. „Ach, meine Lieben. Theuren Freundinnen! laßt uns doch so leben, wie wir dereinst an jenem Schauer-vollen Tage des Todes wünschen werden, gelebt zu haben! Wie schrecklich müßte nicht denn uns diese Stunde des Todes werden, wenn wir unser Leben so leichtsinnig und der Eitelkeit ergeben zugebracht hätten!."

Etwas anderes freilich, womit die jungen Zürcher Damen ihre Zeit besser als mit Kleiderfragen hätten zubringen können, vermochte sie nicht zu nennen. Denn für die Frau gab es damals keinerlei Möglichkeiten sozialer, literarischer oder gar wissenschaftlicher Tätigkeit. Der Brief entsprach so sehr dem Ton jener empfindsamen Zeit und dem Lebensstil der Frauenwelt, daß man nicht zweifelte, daß er wirklich von einem „Frauenzimmer" stamme. Tatsächlich aber ist der Verfasser ein Mann und zwar der geistreiche Heinrich Füßli, der spätere Historiker. Als ein echter „Patriot" eiferte er gegen allen Luxus und versuchte auf diesem Wege, die Frauen für seine puritanischen Ideen zu gewinnen.

Bis die Frauen Zürichs tatsächlich selber an die Oeffentlichkeit hinaus traten, vergingen noch Jahrzehnte. Dann allerdings hatten sie auch anderes vorzubringen als ihre eigenen Angelegenheiten. Sie hatten vielmehr die Nöte der Gemeinschaft zu ihren eigenen gemacht und kämpften, um sie zu lindern. Nur allmählich und widerwillig wurde die Frau zu den verschiedenen Erwerbszweigen zugelassen. Wenn uns heute höhere Schulen und Universität und die mannigfachsten Berufe offen stehen, dann nicht zum geringsten Teil deswegen, weil tapfere, bedeutende Frauen sich selber einsetzten. Muß uns das nicht verpflichten, auch unsererseits mitzuarbeiten an der Lösung der Frauenfragen, die noch ungelöst sind, und an jenen, die sich heute neu stellen?

R. W.

Von Kriegsleid betroffen

Wir haben wohl schon oft daran erinnert, aber wir müssen es immer wieder tun: Wir Schweizerfrauen leben heute in einer Geborgenheit, die uns tagtäglich als neues unfaßliches Wunder erscheinen sollte. Leider aber ist es ein Gesetz menschlicher Bedingtheit, daß das Wohlergehen uns nicht erschüttert, sondern nur beschaulich macht. Wir glauben, wir möchten gesund, finanziell gesichert, frei sein, wir glauben, das sei ganz selbstverständlich. Erst wenn wir in Schreck und Staunen von den unermeßlichen Leiden anderer Menschen hören, werden wir ergriffen und dies müssen wir suchen, denn dies allein bewahrt uns vor Isolierung und Gleichgültigkeit. (Red.)

Vor kurzer Zeit trafen die Passagierschiffe in U. S. A. ein, die aus unserem kriegsbedrängten Europa die letzten Amerikaner heim über den Ozean brachten. Frauen waren darunter, die länger als ein Jahr in Gefangenschaft gelebt oder seit Kriegsbeginn in unterdrückten Ländern ausgehalten hatten.

Frau Ruth Mitchell ist seit zwei Tagen zuhause. Mittags ruft eine Freundin sie an und fragt, was sie am Nachmittag machen werde. Statt zu antworten, beginnt sie zu weinen. Was kann sie verletzt haben? „Ich weine nicht vor Trauer, ich bin so unfaßlich glücklich," sagt Frau Mitchell, „es ist so namenlos schön, daß ich nun den ganzen Tag tun darf, was ich will."

Ruth Mitchell kommt aus Serbien. Dreizehn Monate war sie in

Gefangenschaft

Sie wurde im Badeanzug verhaftet, als sie in der Dubrovnik schwamm. Als Entgegengekommen wurde ihr erlaubt, ein Kleid anzuziehen. In diesem Kleid blieb sie über ein Jahr. Im gleichen Gefängnis mit ihr waren 360 Engländerinnen und 56 amerikanische Frauen. Sie alle waren in einem Irrenhaus untergebracht, und 500 Geisteskranke befanden sich dauernd in der Nähe. Die Bewachung besorgten Männer. „Wir lebten in einer Art von dumpfem Dämmerzustand," erzählt Frau Mitchell. „Um Ende lernten wir, daß es am besten sei, stumpf zu tun, was einem befohlen wurde. Es geschah aus Kameradschaft. Zuwiderhandlungen wurden stets an unseren Mitgefangenen bestraft." Sie schaut sich in dem friedlichen Landhaus um und vermag kaum zu glauben, daß sie nun für immer dort sein darf. Zum erstenmal seit 13 Monaten bewohnt sie ein Zimmer für sich, zum erstenmal darf sie ruhig in einem sauberen Bett schlafen! Sie muß erst lernen, an die Freiheit zu glauben.

Die Missionslehrerin Agnes Baird lebte in Sofia. Sie ist die Tochter eines Missionars und im Balkan aufgewachsen. Bis zuletzt hat sie in ihrem Lehramt ausgehalten. Sie kommt ans Land, ist in ihrer Heimatstadt New York, geht durch die menschenvollen Straßen, aber sie vermag noch nicht zu fassen, daß sie nicht mehr in Europa ist. Urplötzlich fällt ihr ein: Der Zollbeamte am Hafen hat versehentlich ihren Paß behalten! Panischer Schrecken ergreift sie. „Ein Mensch ohne Ausweispapiere ist ein verlorener Mensch!" ängstigt sie sich. Jeden Moment kann man sie verhaften, einsperren, deportieren... Bleich stürzt sie in das nächste Büro ihres Missionshauses und kommt nicht eher zur Ruhe, als bis ihr dort die Kollegen schriftlich bestätigen, wer sie ist, daß sie Amerikanerin ist und gerade nach Hause zurückgekehrt. Der weißhaarige Missionar nickt verständnisvoll, als er ihr den vollständig überflüssigen Brief aushändigt.

Wie steht es mit der

Lebensmittelfrage in Bulgarien

wird Miß Baird in Amerika gefragt. Man weiß so wenig über dieses Land. „Nahrung von einem Tag zum anderen zu erhalten, ist eine schreckliche Last," berichtet sie. Die Hauptspeise des Volkes ist eine Art Maisbrot — und es gibt ungenügend Mais. Butter soll es für ganz Reiche gelegentlich auf dem „schwarzen Markt" zu schwindelhaften Preisen geben, — vom Tisch der andern ist sie fast gänzlich verschwunden. Käse, gleichfalls eine wichtige Volksnahrung, hat die Lehrerin selbst monatelang nicht mehr gesehen. Nur drei Mal in der Woche darf man in Sofia Fleisch essen, und dann nur ganz wenige, hauchdünne Scheiben. Erhält man Schuhleder, so erfuhr man einen ganz seltenen Glücksfall; das gleiche gilt für alle Textilwaren. Tee wird aus gedörrten Karotten-Scheiben aufgegossen, und sind Lindenblüten dabei, so bildet er eine Delikatesse. „Und dabei war Bulgarien ein Land, das früher an Feldfrüchten überfloß!" Heute fürchtet sich das Land vor den strengen Winterstürmen, denn Fensterglas ist fast unerreichbar und Brennstoff nur in ganz geringen Mengen vorhanden. Was man bekommen kann, hat unerschwingliche Preise — und die Löhne sind die gleichen geblieben. Und selbst was man sieht und bezahlen könnte, erfordert stundenlanges Anstehen bei Wind und Wetter in endloser Reihe...

Monatelang mußte Miß Baird sich bemühen, bis es ihr endlich gelang, die Papiere für die Heimreise über den Ozean zu beschaffen. Endlich reiste sie ab. „Ich durchfuhr ein graues, freudloses, tief geängstigtes und bedrücktes Europa", berichtet sie. In Wien logierte sie im Grand Hotel am Ring und zahlte mehr als 25 Schweizerfranken für ein Abendessen, — und das Mahl war bescheiden genug. — Früh am nächsten Morgen fuhr der Zug ab, und abends kamen sie in Buchs an.

„Wenn ich je im späteren Leben, sei es in der Kirche oder im Traum, an das Glück der Freiheit denken werde, — so werde ich die Schweiz vor mir sehen!"

sagt die Lehrerin tief bewegt.

Der Zug überfuhr die Grenze, er brachte sie in eine völlig neue Zeitepoche, in ein vollständig anderes Land. „In Zürich empfand ich das wenn möglichst noch stärker," fährt Miß Baird fort, „alles gefiel mir zutiefst: die leuchtenden Blumen auf den gepflegten Beeten, die sauberen, wohlerzogenen Kinder, die in Ordnung auf der Straße gingen, das Essen, das gut schmeckte und einem appetitlich gereicht wurde, die gepflegte Kleidung, die jedermann trug. Alles schien hier sauber. Jeder Mensch schien gut. Die Furcht war aus der Welt gewichen, der Haß vertrieben. Zürich war wie ein sonniges Märchen, wie wenn man aus einem Albtraum erwacht!" ... „Ich ging auf das amerikanische Konsulat, erhielt Rat und Geld, und ich sah unsere Fahne, die im neutralen Land friedlich neben den Fahnen anderer Länder wehte!"

Sie fährt durch das bedrückte, hungernde Frankreich, durch Spanien und betritt im portugiesischen Hafen das heimische Schiff. Sie fährt über den Ozean. Und dann erlebt sie, zusammen mit den anderen heimkehrenden Frauen, den unvergeßlichen Moment, da die Statue der Freiheit über dem Horizont auftaucht. „Ich hatte dieses Denkmal früher vielleicht sogar altertümlich empfunden", sagt Ruth Mitchell. „Diesmal aber begriff ich die hoch aufgereckte Frauengestalt neu. Sie hebt den Strahlenkranz des Leuchtfeuers weit über die Meere, damit er die Welt erhelle, für alle Menschen."

Irma Meili.

Das ist nur ein kleiner Ausschnitt aus der schweren Not, für die noch keine Erleichterung sichtbar wird. In allen Weltteilen erfährt man nur von fast untragbaren Schicksalen; eine Mahnung daran, was zum Beispiel die Juden in Europa heute durchmachen, vermittelt

eine Botschaft

der Internationalen Frauenliga für Friede und Freiheit, die an die Schriftleitung der „Informations de Palestine" gerichtet wurde:

„Die IFFF. hat sich seit ihrer Gründung 1915 nicht nur für Freiheit, Recht, Gerechtigkeit, Menschlichkeit im allgemeinen eingesetzt, sondern ist auch im besonderen in jeder Weise für die Gleichberechtigung der verschiedenen Rassen eingetreten. Sie hat nach dem ersten Weltkriege mit größter Besorgnis das Anwachsen des Antisemitismus verfolgt und an ihren Kongressen und in den einzelnen nationalen Sektionen in Resolutionen und anderen Kundgebungen, in Flugschriften und Vorträgen eindeutig dagegen Stellung genommen.

In den letzten Jahren, besonders seit Ausbruch des neuen Weltkrieges, ist leider jede Betätigung in dieser Richtung gegenüber der Wucht und dem Ausmaß des tatsächlichen Geschehens unwirksam geworden. Diese unsere Ohnmacht und Hilflosigkeit gegenüber einer Schmach, für die es keine Worte gibt, erfüllt uns mit tiefem Schmerz, und wir sind uns bewußt, daß keine Hilfe, die wir den Verfolgten und Geschändeten leisten, keine Linderung der Not, die wir ihnen zuteil werden lassen, ausreichen, um die Schmach dieser Verfolaungen und Schändungen zu tilgen.

Ermutigend und stärkend aber sind uns immer wieder die Beispiele von Standhaftigkeit, großartiger Ueberlegenheit über das Schicksal, großzügiger Entsagung und opfervoller Hilfsbereitschaft, die wir bei den von Unrecht und Grausamkeit Verfolgten antreffen. Diese Beispiele wecken in uns die Ueberzeugung: Ein Volk, in dem eine solche geistige Kraft des Entsagens und Durchlebens von Leid und Verfolgung besteht, hat der Welt noch Großes zu geben. Es darf und wird nicht untergehen.

Wir hoffen mit Ihnen auf den Tag, wo diese Erkenntnis in vielen Herzen erwacht und wo die äußeren Umstände es wieder erlauben, daß wir in gemeinsamer tätiger und kräftiger Arbeit an dem Aufbau neuer menschlicher Beziehungen von Volk zu Volk, von Rasse zu Rasse, von Klasse zu Klasse uns betätigen können."

Brot ist nötiger als die „Usebutzete"!

Nachdem nun die Schuljugend, die Lehrlinge und Lehrtöchter im Landdienst Tüchtiges leisten, müssen, damit man dem gesteckten Ziel im Mehranbau wenigstens nahekommt, auch Hausangestellte aus privaten Haushaltungen aufgeboten werden, in der Regel für einen Monat. Dazu schreibt der Pressedienst der Zürcherfrau: Viele Hausfrauen sind wenig erfreut darüber, die eine sagt, sie habe die Frühjahrsputzete vor sich, die andere erklärt, sie habe selber eine Are Gartenland und müsse sie anpflanzen, sie könne wirklich ihre Angestellte nicht freigeben, die dritte bringt ein ärztliches Zeugnis (wohlverstanden die Arbeitgeberin und nicht die Angestellte), darin heißt es: diese Frau muß zwei Angestellte haben und kann darum keine freigeben!

Möchten doch diese Arbeitgeberinnen einmal bedenken, daß die Bauersleute nicht für sich Hilfe anfordern. Auch ohne Mehranbau hätten sie für sich selber jederzeit genug zu essen. Der Mehranbau muß geleistet werden, für die andern Stände, für uns alle, damit wir Brot haben. Ist es da nicht selbstverständlich, daß auch wir unterseits etwas Zusätzliches leisten? Geschäfte und Fabriken, Ateliers und Verkaufslokale müssen sich auch anpassen, wenn ein Angestellter in den Militärdienst einberufen wird, wenn die Lehrtochter oder der Lehrling aufgeboten wird für die Landhilfe, und sogar Bauer und Knecht müssen einrücken, wenn das Aufgebot an sie ergeht — die Arbeit bleibt den Frauen, den Kindern und den Alten. Könnten da nicht auch die Hausfrauen, die Angestellte beschäftigen, einmal einen Monat lang allein auskommen oder eine Halbtags- oder Tagsüberhilfe anstellen? Es kommt jetzt sicher nicht darauf an, daß die Fenster immer tadellos geputzt sind, daß die Bö-

Sigrid Onégin seit ihrer Uebersiedlung in die Nähe Zürichs von 1932 bis 1937 auch durch Gastspielverträge mit dem Zürcher Stadttheater verbunden. Hier konnte man noch ihre großartigste, klassisches Maß in sich tragende Leistung: die Verkörperung des Orpheus in Glucks Meisteroper, bewundern. — Vor diesem unvergeßlichen Theaterereignis müssen andere Rollengestaltungen notwendigerweise etwas zurücktreten, doch hat die Sängerin auch als Ortrud und Brangäne, als Azucena, Amneris, Dalila, Carmen, Ehrbämmestra (in der aulidischen Iphigenie) und Cornelia (in Julius Cäsar), daneben natürlich auch als Konzertsängerin ihre Persönlichkeit, ihr imponierendes Können und ihre phänomenalen Stimmmittel bei uns eindrucksvoll zur Geltung zu bringen verstanden. Vor einigen Jahren hat Sigrid Onégin auch ein ihren Weg und ihr künstlerisches Wirken darstellendes Buch veröffentlicht. Enttäuschungen sind der Künstlerin so gut wie ihren Hörern in den letzten Jahren ihres Auftretens freilich nicht ganz erspart geblieben, aber wer je ihren Orpheus gehört, der wird sich des sammetdunklen Leuchtens und der Ausdrucksmacht dieser einzigartigen Stimme zu allen Zeiten dankbar zu erinnern wissen.

Notiz

Clarisse Francillon,

die jurassische Schriftstellerin, die bis zum Kriege in Paris wohnte, erhielt von der Schweiz. Schillerstiftung eine Ehrengabe von 500 Fr. Clarisse Francillon lebt jetzt am Genfersee und hat soeben einen Novellenband veröffentlicht, dessen Erfolg denjenigen der Romane: «Chronique locale», «Coquillage», «Bérice et les insectes», noch übersteigt. F. S.

sowie die

migrosfrischen Fleisch- und Wurstwaren

MIGROS

"Alleweyl Persil 's Bescht für d'Wösch"
Selbsttätiges Waschmittel
PD 415 b

den ständig glänzen wie ein Spiegel, daß bei der Frühjahrsputzete das Unterste zuoberst gekehrt wird; es kommt nur darauf an, daß im eigenen Lande soviel angepflanzt werden kann, daß im nächsten Winter innert unseren Grenzen niemand Hunger haben muß. Gerade die guten Hausfrauen sollten doch befähigt sein, über ihren eigenen kleinen Haushalt hinaus den Blick zu haben für den größeren Haushalt unseres Landes. Vorläufig jeben gar viele nur bis zur Nachbarin und sagen: „Warum ist ihre Hausangestellte noch nicht aufgeboten worden, warum trifft es gerade mich?" — Warum es gerade Dich trifft, liebe Frau? Damit Du an Deinem Platz Deiner Pflicht aus Dankbarkeit und im Interesse des ganzen Landes nachkommst und also Deiner Nachbarin ein Vorbild bist!

Kochtopf und Turnschuhe

In aller Stille sind gegenwärtig viele junge Mädchen in Stadt und Land mit den Vorbereitungen für das Zürcher kantonale

Leistungsbrevet

beschäftigt. Die Prüfungen beginnen, und um diese zu bestehen, müssen die jungen 16—20jährigen Mädchen ihre körperlichen Kräfte, ihr hausfrauliches Können und ihre staatsbürgerlichen Kenntnisse gründlich unter Beweis stellen. — Wie vielseitig dieses Leistungsbrevet ist und wie sehr es sich den Fähigkeiten und notwendigen Zielen der jungen Mädchen anpaßt geht aus einer recht hübschen Ausstellung hervor, die das Warenhaus Jelmoli gegenwärtig veranstaltet.

Alle Gebrauchsgegenstände sind ausgestellt, die das wandernde und sporttreibende Mädchen braucht; aber auch ganz nüchterne Dinge aus dem Reich der praktischen Hausfrau wie Putzmittel, Staublumpen, Kochtöpfe, Teppichklopfer, sind zu sehen und ein Plakat „Züri-Maitli, holt Euch den Ausweis auf drei Gebieten!" gibt Aufklärung über diese seltsame Zusammenstellung.

Für die Kleinen

Für unsere Kinder, im ganz speziellen für die Basler Kinder, ist ein kleines Heft mit Gedichtli in Basler Mundart erschienen.* Eine Lehrerin hat sie gedichtet, sie zeugen von der Liebe zur engern und weiteren Heimat, sie eignen sich zum auswendig lernen und „aufsagen" sehr gut Und — da der Ertrag der ganzen Auflage zugunsten der Flüchtlingskinder bestimmt ist, kommt das hübsche, kleine Werk den Schweizerkindern gleichermaßen wie den heimatlos gewordenen Kindern aus andern Ländern zu gute. Eine kleine Probe möge vom ansprechenden Inhalt zeugen:

Am Ygang in d'Schwyz

Nur klai isch unser Stibli
im große Schwyzerhuus:
doch unsri Fänschter luege
in d'Wält zum Ländli uus.

Drum hiete mer dr Ygang
und wache Tag und Stund,
daß in di liebi Haimet
nyt Beeses ynekunnt.

* „s'Basel an mym Rhy", Haimetvärsli für Baslerkinder vo dr Anna Keller. Herausgeber: Sekt. Baselstadt des Schweizer. Lehrerinnenvereins. Preis 80 Rp. (beim Kauf von mindestens 20 Exemplaren Preis 50 Rp.): zu bestellen beim Lehrerinnenverein, Basel, Albanvorstadt 40.

Denn isch au unser Eckli
nur näbenuß und klai.
mir Basler sind doch Schwyzer
und Schwyzer ganz ellai.

Von Büchern

Alfred Stückelberger: Geschlechtliche Erziehung, aber wie?

Der Gotthelf-Verlag Zürich hat dies kleine Büchlein herausgegeben und darin eine maßgebende Persönlichkeit, Alfred Stückelberger, den Lehrer für Pädagogik in Schiers, sich äußern lassen. Geschlechtliche Erziehung, meint der Verfasser, müsse in allerfrühester Jugend beginnen, und zwar hätten die Eltern die Pflicht, ihr Kind sorgfältig zu beobachten, und später seine Fragen mutig zu beantworten. Dies aber sei ihnen nur möglich, wenn sie selbst den Prozeß der Menschwerdung als einen Segen Gottes betrachteten. Die Tatsache, daß auch heute noch etwa 90 Prozent aller Kinder nicht von ihrer Mutter aufgeklärt werden, macht das Erscheinen von solch kleinen eindringlichen Broschüren immer wieder berechtigt. S.

Kurse und Tagungen

Von der überaus stark besuchten Jahresversammlung des

Schweiz. Gemeinnützigen Frauenvereins

in Zürich, werden wir in der nächsten Nummer berichten.

Versammlungs-Anzeiger

Basel: Vereinigung für Frauenstimmrecht. Mittwoch, 30. Juni, 20 Uhr, Restaurant zum braunen Mutz, Barfüßerplatz 10: Klubabend. Kurzberichte: Die Generalversammlung in Thun (Frau Falk); Frau und Presse (Marianne Gautschi); Zwei Motionen und was die Berner Großräte dazu sagten (M. Widmer-Theil).

Zürich: Frauenzentrale. Mittwoch, 30. Juni 1943, 14.30 Uhr, im Haute am Schanzengraben 29, 1. St.: Mitglieder- und Delegiertenversammlung. Vortrag von Fräulein Dr. Martha Greiner: „Jacob Burckhardt und unter Zeitgeschehen". Kurze Orientierung über das projektierte schweizerische Frauensekretariat (Frau A. Mürset).

Zürich. Lyceumclub, Rämistr. 26, Montag, 28. Juni, 17 Uhr. Musiksektion. Konzert von R. Laquai. Werke von Chopin, Debussy und eigene Kompositionen. Eintritt Fr. 1.50.

Redaktion

Allgemeiner Teil: Emmi Bloch, Zürich 5, Limmatstraße 25, Telephon 3 22 03.

Feuilleton: Anna Herzog-Huber, Zürich, Freudenbergstraße 142, Telephon 8 12 08.

Verlag

Genossenschaft Schweizer Frauenblatt: Präsidentin: Dr. med. h. c Else Züblin-Spiller, Kilchberg, (Zürich).

SCHAFFHAUSER WOLLE
MARQUE DÉPOSÉE 50 GRAMM

Die nahrhafte Zwischenverpflegung
Meyer's Fruchtpasten
Wertvolle Kraftnahrung,
dank dem reichen Gehalt an Frucht- und Traubenzucker.
Nicht rationiert.
GESCHWISTER MEYER, LENZBURG
Teigwaren- und Biscuitsfabrik

Hört, Tante Jä-Jä spricht mit Stolz
hier mit Frau Stadtrat Bietenholz.
Doch sind dies keine Plaudertaschen,
Ihr Thema heisst: Erfolg im Waschen!
Ja, Segen ist der Mühe Preis!
Jä-Soo erzeugt das schönste Weiss!
Steinfels Jä-Soo
Zum Einweichen Steinfels-Bleichsoda

Wo kauft die Frau in Zürich ?

Alle Küchengeräte nur von
SCHWABENLAND & CIE AG.
Näschelerstr. 44 Zürich 1

Die neuen kleidsamen
Busch-Herren-Jacken
und
Sport-Hemden
für heiße Tage couponfrei bei
MÜLLER x Sommerau
THEATERSTR. 8 BELLEVUE ZURICH

Kleinkinder-Bekleidung und Bébé-Ausstattungen
sind in bester Qualität und in geschmackvoller Ausführung die Besonderheit des
Babyhaus
Hertha Sonderegger
Münsterhof 17 Zürich 1
Fraumünsterplatz Tel. 3 50 20

Frauen!
Berücksichtigt beim Einkauf
unsere Inserate
Der Inserent hilft uns
die Käuferin hilft ihm

Hochfeine Kochfette
Marke Manz
Das Feinste für die Küche
Mischung I kg 4.65
Manz & Co.
Zähringerstr. 24, 3 Minuten vom Central
Tel. 2 17 58

Sind Ihre Teppiche
defekt (Mottenlöcher, abgetretene Stellen, Fransen und Kanten), so werden sie bei uns kunstgerecht vom Fachmann repariert. Klopfen und Waschen wird gründlich besorgt. Telephon 2 27 19
Teppiche werden abgeholt und gebracht.
Teppichstopferei Hirslanden
Atelier Falkenstraße 4, E. Caviezel

Schirmfabrik
Schaltegger-Hess
Poststrasse 5 b. Paradeplatz
SCHIRME · GARTENSCHIRME · STOREN · FAHNEN

BEKLEIDUNGSHAUS
P. Strehler
Zürich 4 • Badenerstr. 68 • Tel. 77 289
Juponsnach Maß (auch v. mitgebr. Stoffen)
Schürzen, Blusen, Wäsche, Strümpfe
Cravatten, alles in großer Auswahl
Sorgfältige Bedienung!

Z·Ü·R·I·C·H
Die alkoholfreien Kurhäuser
ZÜRICHBERG
Crellistraße 21, Zürich 7, Tel. 2 72 27
RIGIBLICK
Krattenturmstr. 59, Zürich 6, Tel. 6 42 14
empfehlen sich für kürzere oder längere Aufenthalte. Herrliche Lage am Waldesrand, Stadtnähe mit guter Tramverbindung. Verschiedene Pensions-Arrangements. Prospekte werden gerne zugeschickt.

Inserate
für offene Stellen u. für Stellensuchende
haben guten Erfolg
im
Schweizer Frauenblatt

J. Leutert
Spezialitäten in Fleisch- und Wurstkonserven
Metzgerei Charcuterie
Zürich 1
Schützengasse 7
Telephon 3 47 70
Filiale Bahnhofplatz 7

Der heimelige
Teeraum
Marktgasse 18
Gipfelstube
W. BERTSCHI, SOHN
ZÜRICH

ORO
das altbewährte, feinste Kochfett
zum KOCHEN, BRATEN, BACKEN
Fabr: Flad & Burkhardt A.-G. Ürich-Oerlikon